

# Die Aufgabe des Chors in Gemeinde und Gottesdienst<sup>1</sup>

*Holger Eschmann*

## Persönliche Vorbemerkung

Das Singen, insbesondere das Singen im Chor, hat mich in meinem Leben sehr geprägt. Seit etwa fünfundvierzig Jahren habe ich in mehr als einem Dutzend unterschiedlicher Chöre mitgesungen. Oft geschah dies im Gottesdienst evangelisch-methodistischer Gemeinden, aber auch in Konzerten, bei Feiern und anderen Gelegenheiten. Im Chor habe ich das Notenlesen gelernt. Im Chor wurde mir die wunderbare Welt der Musik erschlossen. Im Chor habe ich viele Freunde und meine Frau kennen gelernt. Mehrere Jahre habe ich in Stuttgart selbst einen Gemeindechor geleitet und eine Menge dabei gelernt. Ich verdanke also dem Singen – besonders dem gemeinsamen Singen – viel.

In meinem Beitrag werden sich – dem komplexen Thema entsprechend – historische, anthropologische, theologische und musikwissenschaftliche Aspekte miteinander mischen. Aber auch persönliche Beobachtungen, Sonntags- und Alltagserfahrungen werden eine Rolle spielen. Da ich kein ausgesprochener Freikirchenforscher bin, bitte ich um Nachsicht, dass ich keine ausführliche Geschichte des Chorgesangs in den verschiedenen Freikirchen bieten kann. Ebenso habe ich auch nur wenige Semester Musikwissenschaft studiert und werde deshalb in diesem Bereich eher allgemein bleiben. Als Praktischer Theologe und Beauftragter für Gottesdienst und Agende der Evangelisch-methodistischen Kirche gehe ich das Thema praktisch-theologisch an – wobei natürlich Impulse aus meiner freikirchlichen Tradition einfließen werden.

Mein Vortrag ist in drei Hauptteile gegliedert. Dabei beschreibe ich den Weg vom Allgemeinen zum Speziellen. Ich beginne mit einigen Anmerkungen zum Singen allgemein und gehe dann auf das Thema Chor und Gemeindegliederung ein, bevor ich schließlich zur Aufgabe des Chors im Gottesdienst komme.

## 1. Zum Singen im Allgemeinen

Wer singt, ist glücklicher und gesünder. Auf diesen kurzen Nenner könnte man die Ergebnisse von einigen medizinischen und musikpsychologischen Untersuchungen bringen. „Singen unterstützt und fördert die Kräfte, die uns gesunden lassen“, schreibt der Paderborner Praktische Theologe und

<sup>1</sup> Überarbeiteter Vortrag, gehalten auf der Herbsttagung des Vereins für Freikirchenforschung vom 28.–29. September 2012 in Marburg. Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten.

Kirchenmusiker Harald Schroeter-Wittke. „Singen hat eine Angst lösende und Schmerz lindernde Wirkung.“<sup>2</sup> Beim Singen – und auch bei Musizieren – werden Endorphine freigesetzt, körpereigene Neuropeptide, die Gefühle des Glücks und der Freude hervorrufen können. Das Singen ist ein ganzheitlicher Vorgang, bei dem alle Sinne beteiligt sind, bei dem der Körper, die Seele und der Geist in Harmonie gelangen und bei dem die rechte Gehirnhälfte, in der stärker Gefühl und Intuition beheimatet sind, und die linke Gehirnhälfte, in der stärker die kognitiven Bereiche und die Sprache zu lokalisieren sind, gleichermaßen aktiviert werden, was bekanntermaßen die Stabilität und Ausgeglichenheit der Persönlichkeit fördert. Hymnologen und Musikwissenschaftlerinnen weisen immer wieder darauf hin, dass das Singen

„zu den fundamentalen Lebensäußerungen des Menschseins [gehört]. Wie Essen und Trinken, Lachen und Weinen, Spielen und Feiern, Dichten und Denken, Lieben und Erkennen ist es Bestandteil menschlichen Lebens in seinem Allein-Sein und in seinem Mit-Anderen-Sein.“<sup>3</sup>

Gerne wird in diesem Zusammenhang auch das Diktum des Geigers Yehudi Menuhin zitiert:

„Das Singen ist die eigentliche Muttersprache aller Menschen: Denn sie ist die natürlichste und einfachste Weise, in der wir ungeteilt da sind und uns ganz mitteilen können – mit all unseren Erfahrungen, Empfindungen und Hoffnungen.“<sup>4</sup>

Ich persönlich bin davon überzeugt, dass dies stimmt – zumindest für die Menschen, die einen Zugang zu Musik und Singen haben. Aber ist das so selbstverständlich bei allen der Fall, wie es das Zitat von Menuhin glauben machen will? Verstehen alle Menschen die Muttersprache Singen? Zumindest lassen einige Untersuchungen und Beobachtungen zum Singen in den gegenwärtigen nord-westlichen Gesellschaften Zweifel daran aufkommen. Angesichts des Rückgangs der allgemeinen Singkultur versah die Zeitschrift „Musik und Kirche“ vor zehn Jahren ein Heft mit dem programmatischen Titel: „Notstand Singen“<sup>5</sup>.

Warum in unserer Gesellschaft – und auch in unseren Kirchen – nicht mehr so viel gesungen wird, dafür sieht die Hymnologin Christa Reich ein Bündel von Gründen: Die Verfügbarkeit und Faszination neuer Medien spielt eine Rolle. Man hört heute Musik mit dem Ohrhörer, statt sie zu singen – was auf Außenstehende manchmal geradezu autistisch wirkt. In den Familien wird weniger gesungen als früher. In den Schulen fällt der Musikunterricht häufig aus, was Christa Reich unter anderem als eine Reaktion auf den Missbrauch des Singens im Nationalsozialismus deutet. Wer

<sup>2</sup> Harald Schroeter-Wittke, „Lass die Stimme klingen!“ Sing-Partitur zu einer Praktischen Theologie des Singens, in: Liturgie und Kultur, 1 (2010), 57–63, 58.

<sup>3</sup> Jochen Arnold, Singen & Musizieren, in: Peter Bubmann / Bernhard Sill (Hg.), Christliche Lebenskunst, Regensburg 2008, 103–112, 103.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Musik und Kirche, 72 (2002).

aber als Kind das Singen nicht als beglückend erfahren hat, wird als Erwachsene/r kaum damit beginnen.<sup>6</sup> Notstand Singen!? Provokativ fragt der Musikwissenschaftler und Kirchenmusiker Stephan Reinke in seinem Artikel „Singen im Gottesdienst – ein Relikt aus alter Zeit?“:

„Sollte sich die Kirche musikalisch auf eine Basis stellen, die mit dem ‚Wahrnehmungshorizont der Menschen‘ kaum mehr etwas gemein hat? Sollte sie auf eine Musizierform [sc. das Singen, HE] setzen, die primär ‚Exoten‘ anspricht? Kann das gemeinsam gesungene Lied heute überhaupt noch die Wirkung entfalten, wie es das einst tat – in einer Zeit, in der das Singen offenbar so viel selbstverständlicher war?“<sup>7</sup>

Wenn man die Statistiken des christlichen Sängerbundes daraufhin anschaut, wie viele Gemeindeglieder in den letzten zwanzig Jahren aufgelöst wurden, kann man ebenfalls ins Fragen kommen, wie selbstverständlich denn das Singen heute noch ist. Setze ich aufs falsche Pferd, wenn ich den Chorgesang in Gemeinde und Gottesdienst stark machen will?

Es gibt aber auch die anderen Wahrnehmungen. Mein Sohn (22 Jahre), der meine Begeisterung für das Singen im Chor nicht geerbt hat, macht zu meiner Verblüffung in seinem Kreis junger Erwachsener begeistert bei „Sing-Star“ mit – einem computergestützten Karaoke-Singspiel – und bringt es da offensichtlich sogar zu einer gewissen Meisterschaft. Oder eine andere Beobachtung: Meine Frau ist Pastorin der Evangelisch-methodistischen Kirche. In ihrer Gemeinde hat der Chor seinen Dienst eingestellt. Stattdessen aber entstand ein Singteam, das eine ähnliche Funktion im Gottesdienst übernimmt. Und etwas wissenschaftlicher: In einer groß angelegten Untersuchung zum Gemeindegesang in den evangelisch-landeskirchlichen Gottesdiensten im Rheinland und in Westfalen haben über viereinhalbtausend Gottesdienstteilnehmer und -teilnehmerinnen aller Altersgruppen überraschend deutlich rückgemeldet, dass das Singen für sie von großer Bedeutung ist. Fast 70 % der Befragten singt im Gottesdienst immer mit und nur 1,3 % singen nie mit. Für fast 90 % der Gottesdienstteilnehmer und -teilnehmerinnen ist das Singen „wichtig“ bis „sehr wichtig“. Von einer Sangesmüdigkeit ist hier zumindest nicht die Rede. Im Gegenteil!<sup>8</sup>

Lassen wir diese unterschiedlichen Befunde einmal stehen und wenden wir uns dem chorischen Singen in der Kirchengemeinde zu. Vieles vom nachfolgend Gesagten lässt sich auch auf Singteams und Lobpreisteams übertragen. Natürlich ist das nicht dasselbe, aber es würde den Rahmen sprengen, jedes Mal genaue Differenzierungen vorzunehmen. Deshalb bit-

<sup>6</sup> Vgl. *Christa Reich*, Singen heute. Vermischte Bemerkungen zu einem komplexen Phänomen, in: Arbeitsstelle Gottesdienst, 16 (2002), 59–68, 60 f.

<sup>7</sup> *Stephan A. Reinke*, Singen im Gottesdienst – ein Relikt aus alter Zeit? in: Liturgie und Kultur, 1 (2010), 17–28, 35.

<sup>8</sup> Singen im Gottesdienst. Ergebnisse und Deutungen einer empirischen Untersuchung in evangelischen Gemeinden, hg. im Auftrag der Liturgischen Konferenz von *Klaus Danzeglocke* / *Andreas Heye* / *Stephan A. Reinke* / *Harald Schroeter-Wittke*, Gütersloh 2011.

te ich Sie, das zum Chorgesang Gesagte selbst auch auf andere Formen gemeinsamen Singens zu übertragen, wo es zutrifft.

## 2. Chor und Gemeinde

Was ist das Plus des gemeinsamen Singens im Chor gegenüber dem privaten oder rein solistischen Singen? Auf eine einfache Formulierung gebracht, kann man sagen: Beim gemeinsamen Singen kommt zu all den bereits genannten positiven Wirkungen des Singens noch die beglückende Erfahrung hinzu, „dass aus vielen Einzelstimmen ein homogener Klangkörper erwächst“<sup>9</sup>. Die Chorsänger und -sängerinnen erfahren sich im gemeinsamen Singen „als von den anderen angenommen und dazugehörend“<sup>10</sup>. Chorgesang ist sowohl identitätsstiftend als auch gemeinschaftsbildend. Aus dem Hören auf den anderen und die andere beim Singen wird ein Dazugehören. Am „Du“ des Mitsängers und der Mitsängerin reift und wächst das eigene „Ich“, wie man im Anklang an Martin Buber (1878–1965) sagen könnte.<sup>11</sup> Man lernt einerseits, den eigenen Part zu spielen bzw. zu singen und dabei doch Verantwortung für den Klang des Ganzen zu übernehmen. Man erfährt sich mit seiner Stimme in der eigenen Wichtigkeit und lernt dabei doch zugleich, sich in das Ganze zu integrieren.<sup>12</sup> In einer Gesellschaft, die durch Individualisierung und Pluralisierung gekennzeichnet ist, in der durch die Segmentierung in unterschiedliche Milieus das Verbindende abnimmt, ist dieser gemeinschaftsstiftende Aspekt nicht hoch genug einzuschätzen.

Wenn dieses chorische Singen dann auch noch – wie es vor allem in den Kirchen- und Gemeindechören der Fall ist – geistliches Singen ist, kann man mit Christa Reich geradezu poetisch formulieren:

„Geistliches Singen lässt präsent werden, was gemeinsames Menschsein sein könnte und was es sein soll: Einheit in der Vielfalt.“ [Es] „gibt *dem* einen Ort, was uns utopisch ist [...] Geistliches Singen ist der Ort, wo Gott wohnt. Die Psalmen haben das gewusst: ‚Du thronst auf den Lobgesängen Israels‘ (Ps 22,3).“<sup>13</sup>

Geistliches Singen im Chor ist gelebte Spiritualität und gelebte Ökumene. Da im Chor nicht jeder singt, was er will, sondern weil man sich auf ein vorgegebenes Lied einlässt, werden die Singenden in eine „vorgegebene Gemeinsamkeit hineingezogen“, die sie nicht selbst hergestellt haben. Es ist eine „Gemeinsamkeit des Angeredetwerdens“<sup>14</sup>, die aber nicht unter sich bleibt, sondern Gottes Gegenwart in dieser Welt hörbar macht.

<sup>9</sup> *Kunibertas Dobrovolskis*, Kirchenchor und Pfarrgemeinde, Diakonia, 12 (1981), 102–109, 106.

<sup>10</sup> *Arnold*, Singen & Musizieren, 106.

<sup>11</sup> Vgl. *Martin Buber*, Ich und Du. Mit einem Nachwort von Bernhard Casper, Stuttgart 2008.

<sup>12</sup> Vgl. *Wilm Geismann*, Ein Chor lebt nicht vom Singen allein. Chance kirchenmusikalischer Jugendarbeit, in: *Lebendige Seelsorge*, 51 (2000), 318–320, 318.

<sup>13</sup> Vgl. *Reich*, Singen heute, 67.

<sup>14</sup> Ebd.

Das alles hat Auswirkungen auf die Gemeinde, in der der Chor übt und singt. Dabei sind mehrere Ebenen zu beachten, die ich hier jeweils nur andeuten kann.

Unter der Leitung des Heidelberger Systematischen Theologen Wilfried Härle wurde eine Umfrage unter 32 landeskirchlichen Gemeinden durchgeführt, die alle gegen den allgemeinen Trend des Mitgliederverlustes in den letzten Jahren gewachsen sind. Ein Ergebnis der Studie war, dass Kleingruppen – und hier insbesondere kirchenmusikalische Gruppen – mit für dieses Gemeindegewachstum verantwortlich waren.<sup>15</sup> Dabei stellt nach der Studie die Kirchenmusik – insbesondere in Form von Chören für verschiedene Altersgruppen – ein „Kontinuitätselement in der kirchlichen Arbeit und Entwicklung dar, wie es seinesgleichen sucht“<sup>16</sup>. Chorarbeit kann mit Kinderchören beginnen, in Jugendchören, Musikteams und Gemeindechören ihre Fortführung finden. Wohl der Gemeinde, die qualifizierte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen für diese Arbeit in ihren Reihen hat.

Neben dem Moment des Gemeindeaufbaus ist das der Seelsorge zu nennen. Der methodistische Pädagoge und Psychologe James W. Fowler hat Seelsorge – von der Begrifflichkeit her etwas originell – als „Förderung des einzelnen durch die Glaubensgemeinschaft im Sinne eines Ökosystems der Fürsorge und der Berufung“<sup>17</sup> definiert. Der Gemeindechor erfüllt dieses Kriterium in besonderer Weise. Als Ökosystem der Fürsorge hat der Gemeindechor eine stützende und erhaltende Funktion für seine Mitglieder. Kontakte werden geknüpft, man findet Anschluss, in Notlagen wird sich gegenseitig geholfen. Das hat der Gemeindechor natürlich mit manchen anderen Dienstgruppen gemeinsam. Besonders deutlich wird aber in ihm die andere Dimension, die Dimension des Ökosystems der Berufung. Menschen entdecken ihre musikalischen Gaben, sie werden ganzheitlich gefördert und befähigt, diese Gaben und sich selbst mit ihrer unverwechselbaren Persönlichkeit in das Ganze der Gemeinde einzubringen. Im Chor werden in besonderer Weise Talente entdeckt.

Eng mit diesen Gedanken verbunden ist das Element des geistlichen Wachstums durch das Singen im Chor. Sind manche kirchlichen Kreise – Jugendkreise wie Hauskreise – davon bedroht, dass geistliche Inhalte verloren gehen und das Programm sich in Geselligkeit erschöpft, ist beim Chor, zumindest wenn er im Gottesdienst singt, die intensive Beschäftigung mit geistlichen Texten Programm. Wer im Chor singt, arbeitet sich an geistlichen Texten und dazu gehörenden Tönen ab. Er lernt gehaltvolle Inhalte auswendig – by heart oder par coeur, wie unsere europäischen Nachbarn sagen. Durch die Kombination von biblischen Motiven und emotional be-

<sup>15</sup> Wilfried Härle / Jörg Augenstein / Sibylle Rolf / Aja Siebert, *Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärtsgeht*, Leipzig 2010, bes. 325–331.

<sup>16</sup> Härle, ebd., 329.

<sup>17</sup> James W. Fowler, *Glaubensentwicklung. Perspektiven für Seelsorge und kirchliche Bildungsarbeit*, hg. von Friedrich Schweitzer, München 1989, 32 f.

rührenden Klängen gehört das Singen im Chor und auch das Singen von Gemeindeliedern im Gottesdienst, wie Harald Schroeter-Wittke anmerkt, „zu den emotional intensivsten Bibelgebräuchen“<sup>18</sup>. Manches begleitet einen als Ohrwurm auf dem Nachhauseweg von der Chorstunde und ist – hoffentlich – dann auch in schweren Zeiten wieder präsent.

Schließlich hält der Gemeindechor, zu dem (fast) alle Interessierten Gemeindeglieder Zugang haben, den evangelischen Gedanken wach, dass das Evangelium Sache der ganzen Gemeinde ist und nicht einzelner geweihter oder ordinierter Personen.<sup>19</sup> Der Chor, der aus der Mitte der Gemeinde stammt, hat einen Verkündigungsauftrag in der Gemeinde und stellvertretend für die Gemeinde in der Welt. Da theologisch gesprochen der Glaube aus dem Hören kommt, wird durch das gesungene Evangelium „Kirche konstituiert“<sup>20</sup>. Damit trägt der Chor fundamental zum Gemeindeaufbau bei. Und weil Singen immer auch eine eigene Hörschulung darstellt, sind die Probenarbeit und das Vorsingen des Chors in höchstem Maße für die Sänger und Sängerinnen selbst erbaulich.

### 3. Chor und Gottesdienst

Manchmal kann man in einem Gottesdienst hören, wie der Pastor oder die Pastorin sagt: „Wir danken dem Chor für die feierliche Umrahmung des Gottesdienstes!“ Das ist zwar gut gemeint, enthält aber neben dem Dank gleichzeitig die Botschaft, dass der Chor nur Rahmenprogramm ist und dass sein Dienst nicht zum Eigentlichen des Gottesdienstes gehört. Denn der Rahmen, so schön und kostbar er sein mag und so sehr er das Bild zur Geltung bringt, ist nicht das Bild selbst. Liturgiewissenschaftlich ist aber das Lied des Gemeindechores Teil des Gottesdienstes, Teil der Liturgie. Der Gemeindechor übt einen liturgischen Dienst aus. Das lässt sich auch an den Texten zeigen, die der Chor singt. Meist sind es Gebete, Meditationen, Bibelworte oder auch predigthafte Verkündigungstexte.

Ein Grund, warum das Lied des Chores eher als schmückendes Beiwerk denn als Teil der Liturgie angesehen wird, liegt mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit darin, dass um das Jahr 1290 Wilhelm Durandus der Jüngere (1237–1296) mit dem „Rationale divinatorum officiorum“ einen Kommentar zum Messgottesdienst veröffentlichte, der für die spätere Auffassung von der römischen Liturgie maßgeblich wurde. Darin formuliert er über das Singen der Schola, also des Chors, eine folgenreiche Lehrmeinung: Wenn die Schola die Messliturgie oder Teile davon singt, dann muss der Priester den Text dieser Chorstücke noch einmal lesen oder singen, weil die Liturgie sonst an dieser Stelle nicht gültig ist.<sup>21</sup> Die Gültigkeit der Liturgie hängt

<sup>18</sup> Schroeter-Wittke, Sing-Partitur, 59.

<sup>19</sup> Vgl. Okko Herlyn, Sache der Gemeinde. Studien zu einer praktischen Theologie des „Allgemeinen Priestertums“, Neukirchen-Vluyn 1997.

<sup>20</sup> C. Reich, Gemeinsam singen, in: Liturgie und Kultur, 1 (2010), 78.

<sup>21</sup> Vgl. Philipp Harnoncourt / Hans B. Meyer / Helmut Hucke, Singen und Musizieren, in: Handbuch der Liturgiewissenschaft, Teil 3: Gestalt des Gottesdienstes. Sprachli-

nach dieser Auffassung also daran, dass ein geweihter Priester sie vollzieht. Wenn exakt dieselben Worte von jemand anderem, oder eben einem Chor, der in der Regel nicht aus Priestern besteht, gesungen bzw. gesagt werden, dann gilt das nicht. Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) hat diese Auffassung korrigiert, aber manche ältere Katholiken wissen noch aus ihrer Kinderzeit, dass „wenn Chor oder Gemeinde das Gloria oder das Sanctus sangen, der Priester diese Gebete selber leise am Altar betete“<sup>22</sup>. Damit aber werden der Vollzug der Liturgie und die Musik voneinander getrennt. Die Musik wird zur zwar schönen, aber letztlich entbehrlichen Zutat. Und das hängt unserer Auffassung von gottesdienstlicher Musik im breiten Bewusstsein bis heute an. Natürlich hat die evangelische Reformation mit der Ausrufung des Priestertums aller Gläubigen die Auffassung von der Alleingültigkeit des priesterlichen Wortes theologisch bestritten. Und natürlich kommen freikirchliche Christen und Christinnen stärker aus dieser Tradition als aus der römisch-katholischen, aber es gibt auch bei uns häufig noch die Meinung, dass das, was der Pastor oder die Pastorin im Gottesdienst sagt, wichtiger sei als der Lektorendienst der Gemeindeglieder oder eben das Chorlied. Dazu kommt im Protestantismus – vor allem im Süden Deutschlands und in der Schweiz – eine deutliche Vorordnung des Wortes vor die Musik, so dass alles Gesungene hinter das Gesprochene zurückfällt. Das Chorlied wurde und wird daher häufig nur als künstlerische Einlage und Bereicherung im Gottesdienst gesehen.

Bernhard Leube, Pfarrer der württembergischen Landeskirche und Professor für Kirchenmusik, sagte einmal:

„Die schlimmste Ansage, die mir zu Ohren kam, mit der ein Pfarrer, er war evangelisch, eine Chormusik im Gottesdienst ankündigte, war die: ‚Wir unterbrechen die Liturgie für eine Einlage des Chores.‘ Ich weiß nicht, ob ich bei so einer Ansage als Chorleiter dann überhaupt noch aufstünde [...] Die Grundfrage ist also nicht die, an welchen Stellen der Liturgie der Chor singen soll, sondern die Frage ist, welche Teile der Liturgie der Chor übernehmen soll. Das klingt ganz ähnlich, ist aber doch fundamental verschieden und gibt der Chormusik im Gottesdienst die ihr angemessene Stellung. Mit dieser Fragestellung ist vornherein klar, dass die Chormusik kein Zierrat, sondern Mitwirkung, Mitvollzug ist.“<sup>23</sup>

Dass das Singen von Anfang an wesentlicher Bestandteil des christlichen Gottesdienstes war, kann man liturgiegeschichtlich leicht nachweisen.<sup>24</sup> Die ältesten Lieder des urchristlichen Gottesdienstes waren Christushymnen, wie sie in Eph 1,3–14, Phil 2,6–11 oder Kol 1,15–20 zu finden sind. Loblieder und Akklamationen der Gemeinde, wie das Amen oder das Maranatha (unser Herr komm[t]) von 1.Kor 16,22, scheinen – wie schon in

---

che und nichtsprachliche Ausdrucksformen. Gottesdienst der Kirche, Regensburg 1987, 131–179, 151 und *Karl-Heinrich Bieritz*, Liturgik, Berlin 2004, 141.

<sup>22</sup> *Egon Mielenbrink*, Kirchenchöre. Ist der Chor gemeindebildend? In: *Lebendige Seelsorge*, 51 (2000), 315–317, 315.

<sup>23</sup> Aus einem Vortrag vom 2.2.2002 in Rottenburg bei der Chorleiter-Tagung „Geistliche Musik“ des Schwäbischen Sängerbundes.

<sup>24</sup> Vgl. *Harnoncourt* u. a., 144, Anm 1.

den Gottesdiensten Israels – große Bedeutung gehabt zu haben. „Lesungen und Gebete wurden vermutlich nach synagogischer Tradition kantiliert“<sup>25</sup>, also singend vorgebetet, während die Gemeinde durch gesungene Kehrverse beteiligt wurde.

Dies alles geschah anfangs überwiegend einstimmig, wie überhaupt der gottesdienstliche Gesang, ob als Gemeindegang oder Chorgesang, im ersten Jahrtausend nach Christus einstimmig und unbegleitet war. Bekannteste Ausdrucksform dieses einstimmigen Gesangs ist für uns heute der Gregorianische Choral – übrigens ein gutes Beispiel dafür, dass einstimmiges Singen keinesfalls anspruchsloses Singen sein muss. Je verzierter der Gregorianische Choral aber ausgestaltet wurde, desto bedeutsamer wurde die *Schola*, die besonders geschulte Sängergruppe. Ab dem 14. Jahrhundert gewann der mehrstimmige Gesang in Form von Vertonungen der Messliturgie an Bedeutung. Je komplexer und kunstvoller der mehrstimmige Gesang wurde, desto stärker trat der Gesang der ganzen Gemeinde zurück, und es bildeten sich Chöre von geschulten Laien. Die Reformation gab mit ihrer Wertschätzung des Kirchenlieds der Gemeinde wieder ihre aktive liturgische Rolle zurück.

Die Entwicklung im Spätmittelalter weist auf die Gefahr hin, dass Chorgesang und Gemeindegang im Gottesdienst zur Konkurrenz werden können. Für die rechte Zuordnung von Gemeindegang und Chorgesang sehe ich eine gewisse Analogie im evangelisch-methodistischen Verständnis vom Zusammenspiel von Laien und Hauptamtlichen. In der vom Europäischen Rat der EmK Anfang der 1980er Jahre herausgegebenen Schrift „Dienstauftrag der Kirche. Amt. Allgemeines Priestertum“ wird die Frage gestellt:

„Was nötigt uns als Kirche, die das allgemeine Priestertum auf sämtlichen Ebenen kirchlichen Handelns zu verwirklichen sucht, dazu, besonders geordnete Ämter einzusetzen? [...] Lassen sich plausible Gründe dafür nennen, dass es einen Komplex von kirchlichen Funktionen gibt, der einer bestimmten Gruppe von Christen übertragen wird, obwohl diese Funktionen grundsätzlich von allen Gliedern der Kirche ausgeübt werden können? Die Antwort kann nur lauten: Gerade damit die Kirche in all ihren Gliedern handlungsfähig bleibt und ihre Aufträge erfüllen kann, bedarf sie der besonderen Ämter. [Diese Ämter sind] keine Berufungen, die die anderen Glieder arbeitslos machen würden, weil hier von ordinierten Amtsträgern übernommen wird, was die anderen nicht tun dürften. Die besonderen Dienste sollen vielmehr alle Glieder der Kirche zurüsten ‚zum Werk des Dienstes‘ (Epheser 4, 12).“<sup>26</sup>

Auf den Chor übertragen hieße das, der Chor hat die Sorge dafür zu tragen, dass die Kirche in all ihren Gliedern singfähig bleibt. Es scheint mir in der Tat eine gerade heute nicht unwichtige Aufgabe des Chors in Gemeinde und Gottesdienst zu sein, die Gemeinde zum Singen und beim Singen anzuleiten. Wie wichtig eine solche Anleitung sein kann, zeigt die qualitati-

<sup>25</sup> Bieritz, Liturgik, 127.

<sup>26</sup> Dienstauftrag der Kirche. Amt. Allgemeines Priestertum, hg. vom Europäischen Rat der EmK, Zürich/Stuttgart 1981, 28.

ve Umfrage der Genfer Theologin Katharina Vollmer Mateus mit dem Titel „Wenn nur noch der Pfarrer singt. Zum Rezeptionsprozess von Gemeindegesang“<sup>27</sup>. Vollmer Mateus schreibt zu einer Kurzfassung ihrer Studie:

Eine gute Singstimme, die den Gesang anleitet und stützt, wird von den interviewten Personen durchgehend als angenehm, hilfreich und geradezu beglückend empfunden. Der Rest der Gemeinde wird ermutigt zum Singen, zum Kräftiger Singen [sic!] und zum Singen nicht sehr bekannter Lieder.“<sup>28</sup>

Werfen wir schließlich noch einen Blick darauf, wie dieser Dienst des Singens, den der Chor stellvertretend und andere anleitend im Gottesdienst ausübt, theologisch zu verstehen ist. Der Praktische Theologe Peter Bubmann hat dies in einem konzentrierten Satz folgendermaßen beschrieben:

[Singen ist eine] „ausgezeichnete Form ganzheitlicher gottesdienstlicher Kommunikation“. [Es] „dient anabatisch [zu Gott hin, HE] als Doxologie oder klagende Anrede Gottes, katabatisch [von Gott her] als Gesang der Verkündigung, horizontal als Medium wechselseitiger Gemeinschaftsbildung und des gemeinsamen Bekennens und reflexiv als Medium der persönlichen Vergewisserung, Tröstung und Stärkung.“<sup>29</sup>

Damit sind vier Stichworte benannt, die ich auf den Chor hin zuspitzen möchte:

- a) Die anabatische Funktion: Der Chor gibt im Gottesdienst der Freude, der Sehnsucht und auch dem Schmerz des Menschen vor Gott Sprache und Klang. Stellvertretend hat er Lobpreis und Kyrie für alle Gottesdienstteilnehmer und -teilnehmerinnen eingeübt. Die während des Chorlieds hörende Gemeinde ist dabei nicht defizitär zu verstehen. Sie praktiziert, wie Bubmann es nennt, das „Charisma des Hörens“<sup>30</sup>, die Grundhaltung des Menschen vor Gott.
- b) Die verkündigende Funktion: „Der Chor fungiert [...] nicht nur als Mund der Gemeinde, als ihr Teil und stellvertretend für sie, sondern er kann ihr auch – anredend – gegenüberreten“<sup>31</sup>, schreibt Christoph Albrecht. Ich denke, dass die Väter und Mütter unserer evangelisch-methodistischen Agende vor allem diese Verkündigungsfunktion des Chores im Blick hatten, als sie das Chorlied in der Gottesdienstordnung direkt vor der Predigt platzierten. Freilich sollte dies mit den Predigenden gut abgestimmt sein. Denn sonst birgt es die Gefahr in sich, dass das Chorlied doch wieder aus dem liturgischen Zusammenhang heraus fällt und zur musikalisch-künstlerischen Einlage wird.

<sup>27</sup> Katharina Vollmer-Mateus, Wenn nur noch der Pfarrer singt. Zum Rezeptionsprozess von Gemeindegesang, Zürich 2006.

<sup>28</sup> Katharina Vollmer-Mateus, Wenn nur noch der Pfarrer singt. Ergebnisse einer Befragung, in: Arbeitsstelle Gottesdienst, 21 (2007), 60–67, 62.

<sup>29</sup> Peter Bubmann, Das Charisma des Hörens als Grundvollzug der Liturgie, in: Liturgie und Kultur, 1 (2010), 51–56, 51.

<sup>30</sup> Ebd., 51 f.

<sup>31</sup> Christoph Albrecht, Die gottesdienstliche Musik, in: Handbuch der Liturgik, Göttingen<sup>3</sup>2003, 413–445, 433.

- c) Die Gemeinschaft stiftende Funktion des Chorsingens betrifft natürlich zuerst die Chorsänger und -sängerinnen selbst. Sie bringen gemeinsam, aufeinander hörend, das Lob, den Dank oder Bitte und Klage zur Sprache und zum Klingen. In diesen Vorgang sind die Hörenden im Gottesdienst als Angesprochene dialogisch mit hineingenommen. Und darüber hinaus wird die hörende Gemeinde durch den Chorgesang in die Welt der himmlischen Chöre hineingenommen. Es entsteht eine Gemeinschaft über Raum und Zeit hinweg.
- d) Schließlich das Moment der persönlichen Vergewisserung, Tröstung und Stärkung. Die Trostkraft von Musik ist vielfach beschrieben worden. Ganz prominent von Martin Luther, der 1538 schrieb: „Denn nichts auf Erden kräftiger ist, die Traurigen fröhlich, die Fröhlichen traurig, die Verzagten herzenhaftig zu machen, die Hoffärtigen zur Demut reizen“, als die Musik.<sup>32</sup> Und damit meinte er speziell die geistliche Vokalmusik in ihrem Zusammenspiel von Klang und Wort.

Aus dieser vierfachen theologischen Bestimmung der Chormusik im Gottesdienst ergeben sich einige ganz praktische Schlussfolgerungen.

- a) Weil der Chorgesang Mitwirkung und Mitvollzug des Gottesdienstes ist, hat der Chor im Gottesdienst keine „Auftritte“ und sollte sich auch nicht so verhalten. Denn der Begriff Auftritt suggeriert etwas Konzertmäßiges. Die Gemeinde, die als Ganze den Gottesdienst aktiv verantwortet, wird bei einem Auftritt des Chores zum Publikum degradiert. Das heißt nicht, dass ein Gemeindechor, wenn er dazu in der Lage ist, nicht auch Konzerte geben dürfte. Aber im Gottesdienst hat der Chor nicht primär die Rolle des Vorführenden oder Unterhaltenden, sondern ist als Teil der Gemeinde und stellvertretend für sie ins gottesdienstliche Geschehen aktiv eingebunden.
- b) Die mehrdimensionale Rolle des Chores im Gottesdienst legt nahe, dass er nicht immer nur an einem festgelegten Ort im Gottesdienstablauf singt. „Es ist leider eine weit verbreitete Unsitte“, schreibt Christoph Albrecht im Handbuch der Liturgik,

„dass der Chor stets an den gleichen Stellen des Gottesdienstes [...] beliebige Musikstücke vorträgt, deren liturgische Funktion von der Gemeinde nicht verstanden werden kann, sodass sie nur als ‚musikalische Einlagen‘, als ‚künstlerische Bereicherung‘ registriert werden. Es sollte aber den Gemeindegliedern bewusst werden, dass die Kirchenmusik im Gottesdienst verwurzelt ist und dass sie dort eine organische Funktion hat.“<sup>33</sup>

Je nach liturgischer Funktion kann der Chor im Eingangsteil des Gottesdienstes der Gemeinde ein Bibelwort zusingen, stellvertretend für sie ein Gebet erklingen lassen oder musikalisch das Evangelium verkündigen.

<sup>32</sup> Aus der Vorrede zu den *Symphoniae jucundae* von Georg Rhaw, zitiert nach M. Heymel, Trösterin Frau Musica. Möglichkeiten einer musikalischen Seelsorge, in: *Evangelische Kommentare* 3/1998, 155–157, 156.

<sup>33</sup> Albrecht, *Die gottesdienstliche Musik*, 432.

- c) Die liturgische Aufgabe des Chors im Gottesdienst trägt auch zur Erhellung der heiklen und vieldiskutierten Frage bei, welche künstlerischen Mindestanforderungen man an Gemeindechöre stellen sollte. Die Verortung des Dienstes des Gemeindechores im gottesdienstlichen Handeln löst diese Frage zwar nicht, ordnet sie aber in einen theologischen Zusammenhang ein. Ich bin gewiss ein Freund qualitativ guter Musik, aber ein Gottesdienst ist kein Konzert und der Chorbeitrag kein Auftritt. Wenn Gott durch Bileams Esel reden konnte, dann wohl auch durch einen mittelmäßigen Chor. Dass dennoch das Gotteslob mit möglichst schönen Tönen zum Klingen kommen sollte und dass die Verkündigung besser ins Herz dringt, wenn sie nicht durch ungewollte Dissonanzen das Ohr der Hörenden strapaziert, versteht sich ja von selbst.

### Schlussbemerkung

Der Bundessingwart des Christlichen Sängerbundes, Horst Krüger, hat vor einigen Jahren in einem Artikel im CS-Journal darauf hingewiesen, dass sich die Chorarbeit nur schlecht mit dem heutigen Zeitgeist und Lebensgefühl vereinbaren lässt. Dabei bezieht er sich vor allem auf die Analysen des Soziologen Hartmut Rosa in seinem Buch „Beschleunigung“<sup>34</sup>. Chorarbeit braucht Zeit, Verbindlichkeit und – im wahrsten Sinne des Wortes – einen langen Atem. Unsere Zeit dagegen ist schnelllebig und auf Gewinnmaximierung bedacht. Ich teile diese Beobachtungen. Viele von uns machen die Erfahrung, dass sich Gemeindeglieder in einer kurzlebigen Zeit nicht mehr auf langfristige Aufgaben wie das kontinuierliche Üben von Noten und Texten einlassen – allenfalls noch auf zeitlich begrenzte Chorprojekte. Viele Chöre finden keinen Nachwuchs mehr und stellen ihre Arbeit ein.

Ich teile aber auch die Hoffnung des Bundessingwarts, dass auf der Chorarbeit weiterhin Verheißung liegt. Sie kann in unserer kurzlebigen Zeit eine Einübung in einen alternativen Glaubens- und Lebensstil sein. Und dieser alternative Glaubens- und Lebensstil war und ist ein Hauptanliegen der Freikirchen, die sich übrigens meist auch als „Singende Kirchen“<sup>35</sup> bezeichnet haben.

Nicht nur aus christlicher Perspektive tut ein nachhaltiger Lebensstil Not, der nicht nur auf den schnellen Augenblicksvorteil aus ist. Die neuere Ehrenamtsforschung hat herausgefunden, dass sich eine kontinuierliche ehrenamtliche Tätigkeit in der Regel positiv auf Alltag und Berufsleben auswirkt. Die Testpersonen, die sich neben ihrer Arbeit freiwillig im Ehrenamt engagierten, litten in ihrer Arbeit weniger unter Stress, waren insgesamt ausgeglichener und konnten am Tag nach ihrem abendlichen freiwilligen Engagement in ihrer Arbeit Arbeitskollegen geduldiger zuhören. So

<sup>34</sup> Horst Krüger, Braucht eine Gemeinde einen Chor?, in: CS-journal, 125 (3/2008), 6–8; Hartmut Rosa, Beschleunigung, Frankfurt 2005.

<sup>35</sup> Vgl. Erich Geldbach, Freikirchen – Erbe, Gestalt und Wirkung, Göttingen 2005, 121–123.

kann, so paradox das zunächst klingen mag, zusätzliches freiwilliges Engagement stressmindernd wirken und zur Lebensfreude beitragen.<sup>36</sup> Wichtig ist allerdings, dass der Mensch dabei das Gefühl hat, nicht überfordert zu sein und dass sein Engagement für ihn Sinn macht. Vielleicht sollten wir hier ansetzen, indem wir die Sinnhaftigkeit und Bedeutung des chorischen Engagements wieder deutlicher wahrnehmen und würdigen.

Ich habe persönlich begonnen und möchte persönlich schließen. Unsere Tochter ist dieses Jahr nach dem Abitur mit einer Freundin mit der EmK-Weltmission zu einem einjährigen Aufenthalt nach Namibia geflogen. Sie arbeitet dort in Kindergärten und in einer Vorschule mit. Um Zugang zu dem Leben der heimischen Kirchengemeinde zu finden und um Gemeinschaft zu erfahren, ist sie mit ihrer Freundin in den Kirchenchor gegangen. Der besteht aus achtzig jungen Menschen zwischen 20 und 30 Jahren – sie die beiden einzigen Weißen. Meine Tochter, die vorher nie in einem Chor mitgesungen hat, sondern eher solistisch mit der Querflöte musizierte, ist begeistert. Zweimal die Woche – Freitagabend und Samstagabend – proben sie drei Stunden lang. Das sei wahnsinnig anstrengend, sagt sie. Und Nora und ihre Freundin mussten erst einmal mehrere Wochen zu den Proben kommen, um dann das Chorgewand zu erhalten und im Gottesdienst mitsingen zu dürfen. Und sie nahmen das wie selbstverständlich in Kauf. In der Methodistenkirche in Windhoek besitzt der Chor einen großen Stellenwert. Der Einzelne wird ernst genommen, in dem was er kann, und in dem, was er noch zu lernen hat. Durch die besondere Kleidung wird das Dazugehörigkeitsgefühl der Sänger und Sängerinnen gestärkt, die Bedeutung des Chorsingens unterstrichen und auch die liturgische Funktion des Chors sichtbar gemacht. Ich bin mir natürlich bewusst, dass man das nicht eins zu eins auf unsere Verhältnisse übertragen kann, aber vielleicht kann uns die in dem allen zum Ausdruck kommende Bedeutsamkeit chorischen Engagements für Gemeinde und Gottesdienst zum Vorbild werden.

Die Fans des FC Liverpool sollen über ihre Mannschaft gesagt haben: „They only win when we are singing“ (Sie gewinnen nur, wenn wir singen).<sup>37</sup> Das könnte in abgewandelter Weise auch für die Zukunft der Chöre und der Kirchen gelten: „They only win, when they are singing.“

---

<sup>36</sup> Vgl. *Eva. J. Mojza / Sabine Sonnentag*, Does volunteer work during leisure time buffer negative effects of job stressors? A Diary Study, in: *European Journal of Work and Organizational Psychology*, 19/2 (2010), 231–252.

<sup>37</sup> Vgl. *Arnold*, Singen & Musizieren, 110.